In einer »Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart« von Karl Borinski (Union-Deutsche Verlagsgesellschaft, ohne Angabe des Erscheinungsjahres) heißt es nach einer Betrachtung des Herrn Dörmann:

Seit den 90er Jahren übt (Die Fackel, ein kleines Wochenblatt von dem Böhmen Karl Kraus (geb. 1874) unwillkommene ätzende Kritik an den Zuständen des Wiener Lebens und der Wiener Gesellschaft.

Zu den bibliographischen Notizen ist ein Aufsatz von John Landquist »Ny Österrikisk Diktning« in ‚Särtryck ur Vår Tid' 1920 nachzutragen. (Mit der aparten Zusammenstellung: Karl Schönherr — Anton Wildgans — Karl Kraus — Franz Werfel.)

3

Wir sind auf Ihr Verlagswerk ›Die Fackel‹ (Die letzten Hefte) aufmerksam geworden. Falls in der Bücherschau des Ostwarts sachkundige kritische Würdigung erwünscht ist, bitten wir um baldgefl. Übermittelung eines Besprechungsstückes.

Hochachtungsvoll
Die Schriftleitung
des ›Ostwart‹

Hier wird nix 'teilt. Höchstens hin und wieder ein Stück für Köpfe, in denen sich die Welt anders als sonst in Menschenköpfen malt und die sich für die Niederlage an den Fremdworten rächen. Aber auch Rezensionsexemplare werden nicht abgegeben, da sachkundige kritische Würdigung in keinem Falle erwünscht ist. Und wäre es selbst der Fall, so würden Schnörrer mit Hakenkreuz dennoch abgewiesen.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

In Nr. 668–675, S. 11, Z. 11 statt »Attaken«: *Attacken*; S. 25, Z. 15 der Bindestrich nach »Speisinger« zu streichen; S. 31, Z. 11 statt »Arikel«: *Artikel*; S. 50, Z. 16 statt »Eisner Eisner«: *Else* Eisner; S. 52, Z. 11 v. u. statt »von«: *Von*; S. 55, links/Z. 16 v. u. statt »ihre«: *Ihre*; S. 71, Z. 6 v. u. zu ergänzen: *in einem Teil der Auflage*; S. 72, Z. 5 v. u. fehlt nach »Geringfügigeres« das Komma; S. 84, Z. 22 statt »des«: *de*; S. 120, Z. 18 statt »Smörgasbrod«: Smörgas*bord*; S. 136, Z. 6 v. u. statt »rehabilitert«: *rehabilitiert*.

In Nr. 676–678, S. 13, Z. 1 das Wort »auch« einmal zu streichen; S. 28 am Schluß der Fußnote statt des verstümmelten Kommas ein Punkt; S. 29, Z. 20 statt »wälliche«: *wällische*.

In »Sprüche und Widersprüche« S. 222, Z. 12 statt »bekommt«: *bekommt*.

In »Wolkenkuckucksheim«, S. 16, Z. 7 v. u. statt des Fragezeichens ein Rufzeichen.

Ohne daß dem in der Absicht ehrlichen Einzelfall nahegetreten werden soll, nur als Typen im Verkehrsleben der Fackel und zur Fernhaltung solcher Notwendigkeit einige der hundert Briefe, die im Laufe eines Jahres in allerlei Angelegenheiten geschrieben werden müssen:

125

29. Januar 1925

Sehr geehrter Herr!

Ihre Mitteilung des Druckfehlers in dem Goethe-Gedicht ist dankenswert. Weniger Ihre Mitteilung von Druckfehlern in der Fackel, die keine sind, eine Mitteilung also, die unter dem Vorwand, auf Druckfehler aufmerksam zu machen (was löblich wäre) Bemängelungen vorbringt, durch die eigentlich der Anspruch des Lesers dargetan wird, die Fackel mitzuredigieren. Das wäre gewiß nicht Ihre Absicht, aber wenn sie einfach die Behauptung aufstellen: »S. 123, Z. 12 v. u. fehlt die eigentliche Satzaussage« und nicht einmal aussagen, worin Sie dieses »Fehlen« erkannt haben, so haben sie doch geradezu einen stilistischen Tadel ausgesprochen. Gewiß ist es das gute Recht des Lesers, jeden einzelnen Satz seiner Lektüre schlecht zu finden, aber die Erwartung, daß der Autor den Satz nunmehr verbessern werde, wäre doch etwas zu hoch gespannt; und nicht einmal erfüllbar, wenn der Leser seinen Tadel bloß ausspricht, ohne ihn zu motivieren. Vorläufig fehlt uns also auch jede Einsicht, daß an jener Stelle »die eigentliche Satzaussage fehlt«. Vielleicht stellt sich aber bei Ihnen die gegenteilige ein, wenn Sie den Satz noch einmal lesen.

Ferner geht es nicht an, einfach zu sagen, es müsse — an zwei Stellen der S. 144 — »statt ers: er's« heißen. Die Wahl zwischen den beiden Schreibarten müßte der Leser doch eigentlich auch dem Autor überlassen, wenn er sich nicht mit der Frage begnügen will, ob hier eine Absicht oder ein Druckfehler vorliegt. Schlechthin jene zwar anzunehmen, aber als einen Mißgriff zu korrigieren, ziemt dem Leser nicht. Nur auf (wirkliche oder vermeinte) Druckfehler darf er hinweisen.

Einen solchen nehmen Sie nun offenbar an, wenn Sie verlangen, daß statt »angepaßt«: »angepasst« gesetzt werde. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall, indem dieses die falsche Schreibart wäre, jenes die richtige ist.

Ferner »glauben« Sie, bei der Vorlesung der noch ungedruckten Glosse »Fast erraten« (S. 144, Z. 2 v. u.) »hätte« statt »häbe« gehört zu haben. Das mag schon sein, aber vorgelesen wurde, was gedruckt ist. »Wiewohl« Sie nun »sehr gut wissen«, daß die Wendung »falsch« wäre, wenn an jener Stelle »hätte« stünde, ja daß damit »der ganze Satz um seinen korrekten Sinn käme«, glauben Sie doch, daß dieses »häbe« »schon zu viel des Guten ist und die Wirkung des Satzes beeinträchtigt«. Aber sollten Sie eben solche Sorge nicht vielleicht dem Autor zu überlassen haben? Finden Sie nicht, daß gerade ein solcher Einwurf — und mag selbst die Ansicht noch so berechtigt sein, ganz abgesehen von dem guten Recht des Lesers, sie zu haben — doch einer Überschreitung des Rechts gegenüber dem Autor gleichkommt? Wenn freilich Ihre eigene Überzeugung, daß Ihre Korrektur die Wendung falsch machte und den ganzen Satz um seinen korrekten Sinn brächte, Sie nicht davor bewahrt hat, sie vorzuschlagen, so mag Ihnen der Vorschlag wohl unerläßlich erschienen sein. Wir halten ihn keineswegs dafür, obzwar nach unserer Ansicht die Wendung gar nicht falsch wäre und der Satz nicht um seinen korrekten Sinn käme. Wenn trotzdem »häbe« an jener Stelle steht, so müssen sie das eben als einen Fall von Autorwillkür hinnehmen.

Schließlich verlangen Sie auf S. 158, Z. 16 »statt ‚ruhn': ruhen«; ohne sich zu fragen, ob dem Autor das Problem dieser Stelle nicht mindestens so zum Bewußtsein gekommen ist wie dem Leser und ob wirklich Flüchtigkeit oder ein Druckfehler die Weglassung des Vokals verschuldet haben muß.

Sie mögen aus unserer zwar verspäteten, aber gründlichen Beantwortung Ihrer Zuschrift ersehen, daß wir, was wir an dieser zu bemängeln haben, keineswegs einer unfreundlichen Absicht zuschreiben, der ja schon der Eifer Ihrer Teilnahme wie auch die Tatsache der vorhergegangenen freundlichen Mitteilung widersprechen würde. Wir sagen Ihnen dies alles, weil Ihr Fall ein Beispiel ist für die Art, in der jetzt — über die dankenswerte Mitteilung von Druckfehlern hinaus — der durch die Lektüre der Fackel geweckte sprachkritische Eifer nicht nur an ihr, sondern gegen sie betätigt wird, indem der durchaus mögliche und immer berechtigte Zweifel, noch ehe er sich durch die Überlegung des Lesers beruhigt hat, nicht einmal als solcher übermittelt wird, sondern, die ihm zustehende Form der Frage verlassend, gleich die etwas kategorische der Korrektur findet. Indem wir Ihnen für die freundliche Absicht, von der wir trotzdem überzeugt sind, jedenfalls danken, zeichnen wir

in vorzüglicher Hochachtung
der Verlag der Fackel

*

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Wien, 21. XII. 1924.

Sehr geehrter Herr Kraus!

Sie haben kürzlich, wahrscheinlich auf Grund des Vorwurfes, Sie reichen an Beaumarchais nicht heran, den Ihnen ein Briefschreiber macht, »Figaros Hochzeit« gelesen (siehe S. 56 u. 58 der letzten Fackel) und zwar nicht das Originalwerk von Beaumarchais, sondern das von Daponte bearbeitete Opernbuch, was ich daraus zu schließen glaube, daß Sie Herrn Max Graf mit einem Zitat daraus (Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen? S. 18) apostrophieren.

Sie finden nun bei Decsey den Satz: »Karpath ist Figaro là, Figaro quà — — —« und bemerken dazu, daß man Ihnen nachgesagt habe, Sie reichen an Beaumarchais nicht heran.

Gestatten Sie mir, bitte, die Frage, ob hier nicht eine durch den gleichen Namen der Hauptheldеn bedingte Verwechslung vorliegt, da die Worte: »Figaro là, Figaro quà« nicht aus »Figaros Hochzeit« sind, also mit Beaumarchais nichts zu tun haben. Diese Worte sagt vielmehr der ebenfalls Figaro benannte Held in Rossinis »Barbier von Sevilla« dessen Text von Cesare Sterbini stammt.

Gestatten Sie mir ferner noch die Frage, ob die Lektüre eines von fremder Hand bearbeiteten Opernbuches gerade der richtige Gradmesser für die Beurteilung eines Autors ist. Bei der Lektüre von »Margarethe (Faust)« würden Sie wahrscheinlich auch einschlafen, womit aber nur dem Bearbeiter, nicht Goethe ein schlechtes Zeugnis ausgestellt wird.

Ich hoffe, Sie nehmen mir meine Zweifel nicht übel und wäre begierig auf deren Widerlegung.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Sehr verehrter Herr Kraus!

Gestatten Sie, daß ich Sie wegen meines Briefes von einem der letzten Tage des Dezember, um Entschuldigung bitte. Es handelt sich um die Bemerkung, die an: »Figaro là, Figaro quà,« angeknüpft wurde, daß man Ihnen nachsagt, Sie reichen an Beaumarchais nicht heran. Da ich im Klavierauszug des »Barbier von Sevilla« den Namen Beaumarchais nicht erwähnt fand, kam ich zur irrigen Annahme, daß der »Barbier« nicht von Beaumarchais stammt. Nachher hat sich dies als unrichtig herausgestellt, sodaß meine Behauptungen alle nicht zutreffen. Ich ziehe daher alles gerne zurück, bleibe von Ihrer Unfehlbarkeit überzeugt.

Hochachtungsvoll

— —

8

5. Februar 1925

Sehr geehrter Herr!

Wir sind erst heute in der Lage, auf Ihre Zuschrift vom 21. XII. und auf Ihre zweite undatierte zurückzukommen. Wir fühlen uns dazu angesichts des typischen Charakters sowohl des Vorhalts wie der Zurückziehung verpflichtet, welche wir bei aller Anerkennung einer umfassenden Reue nicht ohneweiters annehmen können, da diese bei mangelhafter Einsicht keinen vollen moralischen Erfolg verspricht. Denn Sie bekennen bloß einen Ihrer Versuche, Herrn Karl Kraus der Leichtfertigkeit zu beschuldigen, als Irrtum und treten sich selbst zu nahe, wenn Sie ›daher alles gerne zurückziehen‹ und dafür die Überzeugung von der Unfehlbarkeit des Herrn Karl Kraus setzen, die er nie angesprochen hat und der er bei weitem die Sicherheit vorziehen würde, daß seine Leser ihm nicht ihre eigene Fehlbarkeit zum Vorwurf machen. Sie bekennen ein, daß die Beziehung des Zitats ›Figaro là, Figaro quà‹ auf Beaumarchais zu Recht erfolgt sei und Ihr Vorhalt zu unrecht: daß diese Worte ›mit Beaumarchais nichts zu tun haben‹, weil sie nicht aus ›Figaros Hochzeit‹ sind und weil sie der ›ebenfalls Figaro benannte Held‹ im Barbier von Sevilla sagt, ›dessen Text von Cesare Sterbini stammt‹. Da Sie im Klavierauszug des ›Barbier von Sevilla‹ ›den Namen Beaumarchais nicht erwähnt fanden‹, kamen Sie zu der irrigen Annahme, daß der ›Barbier von Sevilla‹ nicht von Beaumarchais stammt, und sagen nun: ›Nachher hat sich dies als unrichtig herausgestellt, so daß meine Behauptungen a l l e nicht zutreffen‹. Zunächst doch wohl nur diese eine, wiewohl sie sich eigentlich schon vorher als unrichtig herausgestellt hat, für Sie mindestens hätte herausstellen sollen, ehe Sie den richtigen Sachverhalt als Fehler enthüllten. Immerhin haben Sie sich nachträglich davon überzeugt, daß ein Klavierauszug eine unergibige Bildungsquelle ist, und dieser Punkt wäre erledigt. Aus einem Gefühl nun, daß auf Beaumarchais, den Sie sehr gründlich zu kennen und zu schätzen schienen, kein Verlaß mehr ist, geben Sie nunmehr auch den Vorwurf preis, daß Herr Karl Kraus, als er seine abfällige Bemerkung machte, ›nicht das Originalwerk, sondern das von Daponte bearbeitete Opernbuch‹ als Grundlage benützt habe. Und ein Operntextbuch wäre in der Tat eine so dürftige Bildungsquelle wie ein Klavierauszug. Aber warum ziehen Sie eigentlich mit dem Anwurf einer Bildungslücke auch diesen, der doch vor allem einer gegen die kritische Gewissenhaftigkeit ist, zurück? Was hat sich hier nachher herausgestellt, ohne daß Sie es zugeben? Sie hatten die sonderbare Vermutung aufgestellt, daß Herr Karl Kraus ›wahrscheinlich auf Grund des Vorwurfes‹, daß er nicht an Beaumarchais heranreiche, ›Figaros Hochzeit‹ gelesen, also sich entschlossen habe, den Autor, mit dem er verglichen wird, erst einmal kennen zu lernen. Und nun ›glaubten‹ Sie des weiteren zu ›schließen‹, daß er nicht Beaurmachais, sondern Daponte gelesen habe. Und

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

warum? Weil er in dem Heft, in dem er sagt, daß er bei der Lektüre der »Hochzeit des Figaro« eingeschlafen sei, an anderer Stelle auch die jedem Schusterbuben geläufige Frage »Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen?« zitiert. Er mußte dieses Zitat also wohl dem Daponte entnehmen und entnahm ihm bei dieser Gelegenheit — es ging in einem Aufwaschen — auch das Animo gegen Beaumarchais. Um ihm ein Maß von der Leichtfertigkeit solchen Vorgehens zu geben, bitten Sie ihn, Ihnen »die Frage zu gestatten«, ob »die Lektüre« eines Opernbuches — die Sie somit schon behaupten — gerade der richtige Gradmesser für die Beurteilung eines Autors ist und ob er, wenn er »wahrscheinlich« bei der Lektüre von »Margarethe« »auch einschlafen würde«, nicht Bedenken trüge, dem Goethe ein schlechtes Zeugnis auszustellen. Man muß zugeben, daß Sie Herrn Karl Kraus den Fall klar gemacht haben. Sie wären, schreiben Sie, »begierig auf die Widerlegung Ihrer Zweifel«, die Herr Karl Kraus Ihnen »nicht übel nehmen« möge. Er nimmt Zweifel des Lesers, die sich bei einer dem Briefschreiben vorangehenden Überlegung unmöglich behaupten könnten, dann übel, wenn sie als der Vorwurf der Leichtfertigkeit des Autors in Form treten. Die Widerlegung bestände darin, zu sagen, daß es kaum ein stärkeres Beispiel von Kombinationsfähigkeit eines Lesers auf der Basis der Annahme, daß der Autor ein leichtfertiger Journalist sei, geben dürfte. Es wird da möglich, daß an der Hand eines Klavierauszugs fremde Bildungslücken behauptet werden und einem Autor vorgeworfen werden kann, daß er selbst an der Hand eines Opernbuchs (so gut wie Sie wissend, daß er nur dieses in der Hand gehabt habe) das Original herabsetze. Mehr könnte zwischen einem Leser und einem Autor nicht passieren. Er braucht Ihnen wohl nicht zu versichern, daß ihn Ihr Fall nur als ein typischer interessiert und daß er für ihn nicht das geringste mit Ihrer Person zu tun hat, die ja durch Ihr Bekenntnis, daß Sie »alles« zurückziehen, wenngleich nur weniges korrigieren, eo ipso aus dieser Diskussion ausgeschaltet ist. Wir erklären demnach ausdrücklich, daß er Ihnen persönlich nicht das geringste übelnimmt, weder Ihre Zweifel noch Ihre Sicherheit und nicht einmal, daß Sie von dem schlecht unterrichteten Leser an einen unfehlbaren Autor appellieren.

Hochachtungsvoll
der Verlag der Fackel

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Die im letzten Heft enthaltene Aufforderung, Fälle von parasitischem Mißbrauch dem Verlag anzuzeigen, hat bisher nur einen einzigen derartigen Fall offenbar gemacht. Eben demselben Heft hatte ein ~~Hamburger~~ Buchhändler einen Verlagsprospekt beigelegt und es konnte auch bewiesen werden, daß ~~reichsdeutsche~~ ~~Leser~~ — freilich vor der Lektüre des Heftes — auf eine Täterschaft oder Mitwisserschaft des Verlages der Fackel schlossen, über die sie mit Recht erstaunt waren.

4. Februar

Es wird uns von einem Leser der Fackel, der ein Heft bei Ihnen gekauft hat, mitgeteilt, daß Sie dem Hefte einen Prospekt anderer literarischen Erzeugnisse beilegen. Wir verweisen Sie auf die in Nr. 676 - 678, S. 42, also in eben jenem Heft, welchem Sie den Prospekt beigelegt haben, veröffentlichte Erklärung und fordern Sie auf, solches zu unterlassen, weil wir sonst leider gezwungen wären, Ihnen den Bezug der Fackel und der Bücher ~~von K. K.~~ zu sperren.

~~Wien~~, 10. Februar ~~1925~~

Wir nehmen Ihre freundliche Entschuldigung zu unserer Kenntnis, betonen aber, daß sich auch ohne Lektüre jener Notiz die Unterlassung des Beilegens von Prospekten in die Fackel von selbst verstanden hätte.

Im ‚Börsenblatt für den deutschen Buchhandel' und im ‚Anzeiger für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel' ist die folgende Annonce erschienen:

Dem Verlag ‚Die Fackel' wird mitgeteilt, daß in einigen Buchladen den Heften der ‚Fackel' Prospekte zur Propaganda fremder literarischer Erzeugnisse beigelegt werden. Im letzten Heft der ‚Fackel' Nr. 676—678 ist eine Notiz veröffentlicht, die wir auszugsweise wiedergeben:

› . . . Daß die ‚Fackel' wie keine Annoncen auch keine Beilagen gegen Entgelt annimmt, ist bekannt . . . Jedenfalls aber bleibt es ausschließlich dem Herausgeber der ‚Fackel' überlassen, mit welchen Erscheinungen er in oder neben dem Text der ‚Fackel' die Aufmerksamkeit und Vorstellung des Lesers zu beschäftigen wünscht. Nichts, was er nicht selbst einfügt, hat in der ‚Fackel' außer ihrem Text enthalten zu sein . . . . . die Gefahr . . ., daß die Praxis der Beilegung von Literaturprospekten auch Verkäufern belieben könnte, denen sich die Verleger, die beim Verlag ‚Die Fackel' eine solche Gunst nicht um Geld und nicht einmal umsonst zu erlangen vermöchten, hiefür dankbar erweisen . . . Sollten Käufer eines Heftes jemals von einem parasitischen Gebrauch der Verbreitung und Geltung der ‚Fackel' Kenntnis bekommen, so werden sie ersucht, es unverzüglich dem Verlage mitzuteilen.

Die Herren Sortimenter werden hiermit ausdrücklich und dringend ersucht, strenge darauf zu achten, daß weder der ‚Fackel' noch den Büchern von K. K. Beilagen welcher Art immer angeschlossen werden, da sonst den betreffenden Sortimentern der Bezug der ‚Fackel' und der Bücher gesperrt werden müßte.

Sollte es trotzdem noch vorkommen und ein Leser glauben, der Verlag habe damit auch nur das Geringste zu schaffen, so bliebe nichts übrig, als auch diesem den Bezug der Fackel zu sperren, ~~da er~~ ohnedies nicht lesen kann.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

In Berlin gehen sie aufs Ganze, ohne heuchlerisch sich zum Kreuzel zu bekennen. Das Berliner Tageblatt hat eine Literarische Rudschau, von deren Rührigkeit hier schon etliche Beweise gegeben wurden. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, für die Fackel zu 8 Goldmark per Zeile etwas zu tun. Daraus wurde aber nichts, und wahrscheinlich hat es sich die Fackel dadurch verscherzt, daß die Literarische Rundschau um Gottes Lohn etwas für die Bücher des Verlags der Fackel tut. Wenn aber die Literarische Rundschau eine Buchbesprechung gebracht hat, so kann man sicher sein, daß sie unmittelbar darauf sich auch erbötig machen wird, das Buch zu 8 Goldmark per Zeile zu inserieren. Um solches Anbot verlockend zu machen, wählt sie den markantesten Satz aus der soeben erschienenen Kritik, zum Beispiel: »Dies Buch wirkt . . . wie ein Schrei« und liegt nun dem harthörigen Verleger in den Ohren:

»Dies Buch wirkt . . . wie ein Schrei — —«

Dieses rühmende Urteil in der »Literarischen Rundschau« des »Berliner Tageblattes« vom Sonntag, den 8. cr. wird sicherlich dazu beitragen, dem Buche viele Freunde und Käufer zuzuführen, vor allem wenn Sie nun in geschäftskluger Ausnutzung dieser redaktionellen Besprechung raschmöglichst eine Insertion im Reklameteil unserer den Bücherfreunden gewidmeten »Literarischen Rundschau« folgen lassen.

Das heißt also, wenn der Verleger, was die geschäftskluge Ausnutzung einer redaktionellen Besprechung anlangt, sich das Berliner Tageblatt zum Muster nimmt, Und nun Wunder über Wunder, die da geschehen werden:

Erneut über den großen Leserkreis unserer Zeitung und den dadurch bedingten starken Werbewert der in ihr gebrachten Empfehlungs-Anzeigen der Verlegerwelt des längeren nicht auszulassen, hieße Eulen nach Athen tragen.

Der Athener wollte wohl schreiben: »sich« auszulassen. Er muß es nicht tun und der Vergleich stimmt insofern, als die Eulen, die nach Athen zu tragen noch nie einem Menschen eingefallen ist, tatsächlich zum Vogelfang dienen. Dieser vollzieht sich mit Pathos:

Wir laden Sie deshalb dringend ein, in eine der nächsten, bereits in Vorbereitung befindlichen Nummern des »Berliner Tageblattes« vom 15. und 22./2. bezw. 1., 8., 15., 22. und 29./3. die tausenden und abertausenden Leser unseres Weltblattes nochmals eindringlich auf das Werk durch eine Insertion aufmerksam zu machen.

Es sollte uns freuen, von Ihnen recht bald zu hören.

Hochachtungsvoll
Berliner Tageblatt
Literarische Rundschau
Verlag Rudolf Mosse
Die Geschäftsstelle.

Der Verleger ist aber vom Werbewert einer Besprechung im Berliner Tageblatt so überzeugt, daß es ihm gar nicht einfällt, ein so anständiges Blatt, das sie kostenlos gebracht hat, korrumpieren zu wollen. Auf die Gefahr hin, dem Berliner Tageblatt die Freude zu verderben, will er nichts von sich hören lassen und bleibt selbst harthörig. Er hat wohl den Schrei gehört, als der das Buch wirkt, bleibt aber taub für alle Bitten, selbst für die der Wiener Firma Mosse, ihm unter Hinweis auf die im Berliner Tageblatt erschienene Empfehlung dringend anrät, sich ~~für diese~~ mit einem Inserat zu revanchieren, zu dessen »sorgfältigster Ausführung« sie sich erbötig macht. Der Betrieb hat also einen nicht geringen Umfang, und wenn die Berliner Presse selbstlos für die Literatur eintritt, so wollen eben viele Leute daran verdienen. In Wien ist das ganz anders. Da kommt zuerst die Annonce und dann das Vergnügen.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

12

Matthias Claudius' Werke sind kürzlich in drei Bänden im Utopia-Verlag Weimar erschienen. Der Herausgeber Dr. Bruno Adler läßt diese Gesamtausgabe, die in den ersten zwei Bänden »Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten« und in ihrem dritten Band eine Auslese aus »Tändeleien und Erzählungen« enthält, seiner kleinen, bei Perthes erschienenen Sammlung folgen, in der beider das unvergängliche »Kriegslied« gefehlt hat.

13

In der Arbeiter-Zeitung wird, sonderbar genug, der Streit ausgetragen, ob Grillparzer mehr ein deutscher Klassiker war oder ein vaterländischer Dichter, was die Arbeiter aufregen dürfte. Herr Dr. Oskar Katann, ein vaterländischer Literarhistoriker, reklamiert an Grillparzer das Heimatliche, nicht ohne selbst einzuräumen, daß er der »dritte Klassiker der deutschen Nationalliteratur« war. Angehöriger eines Berufs, der sein Leben damit ausfüllt und unseres ausfüllen möchte, »Einflüsse« nachzuweisen, und der sich den freilich nicht sehr erfüllten Kopf darüber zerbricht, daß norddeutsches und österreichisches Schicksalsdrama verschiedene Dinge sind, »weil die norddeutsche Entwicklungslinie keine Geschichte aufweist«, ist natürlich entzückt davon, daß es gelungen ist, »dem Einfluß des des Wiener Dialekts, beziehungsweise der Umgangssprache auf Grillparzers Sprache nachzugehen«, was bei Gott nicht allzu halsbrecherisch war. Grillparzer selber habe in sein Tagebuch geschrieben: »Ich bin ein dorischer Dichter. Ich kümmere mich den Henker um die Sprache der Leipziger Magister und des Dresdener Liederkreises«. Das glaube ich auch, und wenn jemand die Randstriche ansieht, die ich, der nicht gerade in dem Verdacht steht, die Sprache der Leipziger Magister und des Dresdener Liederkreises erfreulich zu finden, mir kürzlich in »Medea« und »Der Traum ein Leben« so ziemlich zu jedem Vers eingezeichnet habe, dann würde er zwar nicht genau wissen, der wievielte Klassiker der deutschen Nationalliteratur Grillparzer war, aber immerhin finden, daß es mir wie nur einem perfekten Literarhistoriker gelungen ist, den Einfluß des Dorischen bei Grillparzer nachzuweisen. (Freilich in der auffallenden Distanz gesehen, in der diese in den schlimmsten Zufallsversen gymnasialen Dilletantismus verfaßten wirksamen Theaterstücke zu der sprachlich solideren Produktion etwa des »Treuen Dieners« stehen.) Alles in allem neige ich also der Ansicht des Herrn Dr. Katann zu, daß Grillparzer mehr ein vaterländischer Dichter war. Er hat auch ganz recht, wenn er behauptet, daß die österreichische Literatur spezifisch österreichische Züge aufweise, führt, um dies deutlich zu machen — nebst Hafner, Hensler, Gleich, Meisl, Bäuerle, die in solchen Fällen, daß dich das Mäusle beißt, immer aufmarschieren müssen, Raimund und Nestroy an, und sagt, er glaube:

14

die von mir im Auftrag der Direktion der Sammlungen geleitete Ausstellung im Rathaus »Das volkstümliche Theater in Wien seit hundertfünfzig Jahren« müßte auch den breitesten an der Frage interessierten Kreisen die spezifische Eigenart des Wiener Volkstheaters erschöpfend bewiesen haben.

Ist mithin alles bewiesen. was nicht zu beweisen war, weil's niemand bezweifelt hat, so erfährt man doch auch, wer der verdienstvolle Mann ist, der die Entwicklung von Raimund und Nestroy zu Brammer und Grünwald im Raum bemeistert hat, ein Selim-Porträt aus dem Besitze Benatzkys ausgestellt und die kulturhistorisch nicht unebene Enthüllung produziert hat, wie die Mitglieder der Hölle ihre Photographien eigenhändig Herrn Julius Bauer dedizieren. Ich war von der Leitung des Musik- und Theaterfestes um Überlassung der Handschrift zweier Zusatzstrophen zum »Kometenlied« angegangen worden und einem technischen Zufall hatte ich die Annehmlichkeit zu verdanken, daß sie nicht mit den Trophäen eines ganz anderen Wiener Nachtlebens zur Schau gestellt waren. So war dem verantwortlichen ~~Leiter~~ erspart geblieben, die Handschrift eines Autors auszustellen, den er nicht für die vaterländische Kultur reklamieren könnte, und mir die Umgebung der vaterländischen Kultur. Und wenn nicht auch die Mitglieder der Chattam-Bar gefehlt hätten, wäre die spezifische Eigenart des Wiener Volkstheaters auch für jene erschöpfend bewiesen worden, die den größten Wert darauf legen, Grillparzer als einen von der Muttererde losgelösten deutschen Klassiker zu betrachten. Bei dieser Gelegenheit sei aber den österreichischen Literarhistorikern — die deutschen, die wahrscheinlich Nestroy mit i schreiben, gebe ich auf — ein für allemal bedeutet, daß sie sich in der österreichischen Literatur sofort auskennen würden, wenn sie sich nicht auf die Eindrücke ihrer Lektüre verlassen, sondern einmal mich den »Talisman« vorlesen hören wollten. Da würden sie sich die strapaziöse Anordnung der Klassiker ersparen und sofort erkennen, daß die paar Sätze des Titus, in denen er ~~erzählt,~~ wie er graue Haare bekam, die ~~Lebensarbeit~~ der Grillparzer und Anzengruber aufwiegt.

* * *

35

— — daß er sich — im Eselskopf — die Elfen vorstellen ließ, genau so wie Vorstellungen vor Franz Joseph berichtet werden (»Es ist sehr schön — es hat mich sehr gefreut!), war ja sehr lustig und satirisch, aber ich meine, die Habsburger gehören nun einmal überhaupt nicht in den »Sommernachtstraum«.

O. K. hat Sinn für das Kindertümliche. Aber dafür scheint ihm für das Greisentümliche das Ohr zu fehlen. Wie wäre dieses Zitat sonst möglich? Und wie setzen sich Theatereindrücke in einem Kopfe um, der das sozusagen geflügeltste Wort des österreichischen Lebens in solcher Gestalt bewahrt? Wenn ein Untertan Franz Josephs dessen siebzigjährigen Regierungsschlaf aus Pietät fortsetzte und nicht zu derwecken wäre — könnte er noch immer eher daraus die Worte sprechen: »Es war sehr schön, es freut mich sehr.« Und weiß Gott, eher könnte einer zitieren: »Im Anfang ist das Wort«, als jenes, dessen zufriedene Quittung unser Ende bedeutet hat, so zu zitieren. Ich bin ja gewiß einer, ders mit dem Worttümlichen überspannt; aber wie an dem schlichten Sätzchen, in dem unser ganzes Gedeih und Verderb enthalten ist, noch etwas verdorben werden kann, das nur zu erraten setzt eine Phantasie voraus, die fast an jene hinanreicht, die es trifft. Doch offenbar gibt es im Bereich der literarischen Darstellung keinen noch so übersichtlichen Sachverhalt, an dem nicht ein Loibusch verbroigt werden könnte.

*

Und könnte man zweifeln, daß das Lustspieltheater zum Stefansplatz näher gelegen ist als die Renaissancebühne? Um das Gegenteil als selbstverständlich anzunehmen, muß man schon einen Leitartikel schreiben. Es stellt sich — selbst für mich, der so lange schon dieses Gebiet durchforscht und es eigentlich längst wissen müßte — allmählich und mit jedem Tage heraus, daß Journalismus nichts weiter ist als eine Form, den Schwachsinn, der in jedem andern Beruf und in jeder bürgerlichen Unterhaltung sofort erkannt würde, zu kachieren, was eben durch die Suggestion der Veröffentlichung gelingt, der man aber alles eher als solche Bestimmung zutraut, wie man ja doch auf alles eher gefaßt ist, als darauf, daß hier so etwas verheimlicht werden soll. Aber es ist so, und Publizistik bedeutet nichts anderes als die Verheimlichung des Schwachsinns, der

146

sonst publik würde, weil sich doch in der Nachbarschaft und in den Bekanntenkreisen rasch herumsprechen würde, daß ein Trottel im Haus ist. Schreibt er aber alles das, wodurch er sonst der Umgebung auf die Nerven fiele, in eine Zeitung, so gewinnt er mehr Autorität, als er durch mündliche Überlieferung verlöre. Man lese nur, wie da einer an das samaritische Anerbieten jenes Professor Doktor Robert anknüpft, der in Wien noch offene Briefe an den Bürgermeister richten darf, nachdem er geschlossene wegen der Tantiemen zu Gunsten der Gloggnitzer Hinterbliebenen erhalten hat. Herr Robert also will dem Direktor Jarno die Renaissancebühne überlassen, wenn man ihm die Steuern erläßt, ist ein braver Mann, der an sich selbst zuletzt denkt, und wird in einem Leitartikel, in dem der Wunsch laut wird, daß »den Theaterschiebungen der Nachkriegszeit ein Ende gemacht« werde, als ein ausgezeichneter Fachmann gepriesen, der in Berlin und Wien Gelegenheit hatte, seine Fähigkeiten zu beweisen. Zwar in dem Blatt eines Journalisten, der zugleich der angestellte Reklamechef des Herrn Robert war — was gewiß bemerkenswerter ist als daß die Stadt einem so verdienten Mann wie Herrn Robert »keine Konzession mehr gibt«. Und nun, da dieser, aus reinem Erbarmen mit den sonstigen Angestellten, bereit ist, dem Direktor des Lustspieltheaters, welches ein richtiges Theater ist und dessen Lage, nach Berliner Maßstab, geradezu zentral genannt werden könnte, die Renaissancebühne, die eine eingebaute Kinobude ist, zu überlassen — was ja der Wiener Dummheit, die mit dem Praterstern den Begriff des »Entlegenseins« verbindet, als ein Gewinn erscheinen mag —, nun werden zwischen Leopoldstadt und Neubau die folgenden Gedankengänge wegsam:

Ein Mann wie er muß endlich wieder zu einem anständigen Theater kommen — Jarno, dessen Theaterbegeisterung schon an eine heilige Theaterpathologie grenzt, muß in die Stadt kommen. Seine stets interessanten Aufführungen soll er nicht im Prater, sondern im Zentrum der Stadt darbieten. Daß Jarno in unmittelbarer Nähe des Riesenrades Theater spielen muß und sich nicht eines Theaters in der Innern Stadt bemächtigen kann, ist eine typische Wiener Schande und könnte höchstens damit vergleichbar sein, wie wenn das Riesenrad an Stelle der Oper und die Oper in unmittelbare Nähe des Kalafati verlegt würde.

Aber warum sollte man das eigens tun? Und selbst dann, wenn in unmittelbarer Nähe vom Gerngroß Theater zu spielen — und irgend etwas ist immer in der Nähe — ehrenvoller wäre als neben dem Riesenrad, selbst dann wäre noch immer nicht bewiesen, daß die Renaissancebühne bereits in »die Stadt«, ins Zentrum der Stadt, ja geradezu in die Innere Stadt verlegt ist, und daß sie, solange sie in der Neubaugasse steht, vom Stefansplatz weniger weit entfernt ist als das Lustspieltheater. Gewiß würde auch der Weg auf den Neubau in Berlin keine Entfernung bedeuten, aber eben dort müßte man glauben, der Leitartikler wolle einem Theaterdirektor aus Rixdorf unter die Linden helfen, und man müßte erst die besonderen tepographischen Verhältnisse Wiens erklären, um dem Fremden die Sache plausibel zu machen. Denn wie es die stolze Eigenart des Wieners ist, nicht rechts und nicht links zu schauen, sondern entschlossen seinen Weg zu gehen, wenn ein Automobil daherkommt, so hat es hier mit der Abschätzung der Distanzen seine Bewandtnis, und nicht zuletzt auch der geistigen, indem der Wiener allzuleicht geneigt sein wird, wenn er ein Beispiel für eine »typische Wiener Schande« sucht, in die Ferne zu schweifen und irgend etwas aufzugreifen, was gar nicht so arg ist, anstatt seine eigene Dummheit für ein solches Beispiel zu halten. Wenn er dazu auch nicht deutsch kann und etwas »damit vergleicht, wie wenn«, so schreibt er es in die Zeitung. So bleibt in der Nachbarschaft, zwischen Praterstern und Neubau, bestimmt verborgen, daß er ein Esel ist, und Loibusche im klarsten Sachverhalt, die dem Hörer sofort auffielen, können nach Belieben verbroigt werden, ohne daß der Leser es merkt.

18

— 1 —

Vorlesung

Kleiner Musikvereinssaal, 13. Januar, 7 Uhr:

Zum ersten Mal

Der konfuse Zauberer
oder
Treue und Flatterhaftigkeit

Original-Zauberspiel in vier Akten von Johann Nestroy

Musik von Adolph Müller sen.

(Nach der aus den Sammlungen der Stadt Wien ausnahmsweise zur Verfügung gestellten Handschrift der Partitur)

Bearbeitet vom Vortragenden

Personen:

Schmafu, ein Magier
Eigensinn, ein Zauberer
Die Treue
Die Flatterhaftigkeit
Erster, Zweiter, Dritter dienstbarer Geist des Eigensinn
Amoroso, Neffe des Schmafu
Amanda, Nichte der Treue
Die Melancholie
Ein melancholischer Fiaker
Anführer der Seeräuber
Erster, Zweiter, Dritter Seeräuber
Konfusius Stockfisch, ein Seeräuber
Wunscheltrud, eine alte Hexe
Der Argwohn
Die Eifersucht
Peppi, eine Nymphe
Grund, ehemals Erdgeist, jetzt Kammerdiener bei Schmafu
Lord Punschington, ein Engländer
Miß Betty, seine Nichte
Benoit Comifo, genannt Point d'honneur, Kunstreiter
Amalie, seine Schwester
Madame Comifo, seine Mutter
Madame Klang, Singmeisterin
Jean, Jacques Bediente
Ein kleiner Junge
Dienstbare Geister des Eigensinn
Nymphen, Genien, Amoretten und dienstbare Geister der Treue
Seeräuber, Bediente

(Die Handlung spielt teils auf, teils bei verschiedenen Zauberschlössern, teils in einer großen Stadt.)

Begleitung: Dr. Viktor Junk

Der volle Ertrag (inkl. Programmerlös): K 5,671.300 für das Ottakringer Mütterheim (Bund für Mutterschutz, Wien, VII., Mariahilferstraße 12), für die in größter Not lebende ehemalige Schauspielerin Helene Odilon und andere Unterstützungsbedürftige.

Danke!

und einer Spende K 100.000 von „H. R." für Helene Odilon

Auf der Rückseite des Programms:

Die Erstaufführung dieses vor »Lumpazivagabundus« entstandenen Stückes hat am 26. September 1832 im Theater an der Wien stattgefunden, mit Nestroy als Schmafu, Scholz als Konfusius, Carl als Comifo, Stahl als Eigensinn, Dlle Planer als Treue, Dlle Zöllner als Flatterhaftigkeit und Dlle Condorussi als

Nymphe Peppi. Einer der Kritiker, die — im Gegensatz zu dem sonst höheren Niveau damaliger Theaterbetrachtung — immerhin schon als Vorläufer der heutigen Niedrigkeit angesprochen werden können, schrieb lapidar: »Es fehlt Herrn Nestroy nicht an einer gewissen Gattung von Witz, aber wohl am Dichtergeist. Er wird mir die Erklärung dieses Satzes erlassen.« Da es Nestroy getan hat, hat die Welt bis heute nicht die volle Wahrheit über ihn erfahren, mit deren Verbergung solch aufgeplustertes Federvieh noch eine besondere Gnade zu betätigen scheint. Tatsächlich wäre keiner dieser Gesellen, die die Rache der Inferiorität auf den Richterstuhl gesetzt hat, imstande, die ihm erlassene Begründung seiner Banalitäten zu stottern, wenn ihm das in contumaciam abgeurteilte Genie Aug in Aug gegenüberstände. Es war schon im Wiener Vormärz so, daß eben diejenigen, welche keine Meinung hatten, das Amt hatten, sie auszusprechen und durch das gedruckte Diktat der Bosheit an den Unverstand dem reichsten Wert an Menschsein und Geisthaben Leben und Wirken zu vergällen. Welche Wohltat daneben die fortschrittliche Erfindung des Totschweigens bedeutet, das zu erklären bleibe wieder mir erlassen. Jedenfalls kann man sagen, daß das Maß anerkennenden Verständnisses, welches die Kritik, natürlich auch die der Literaturgeschichte, und vielfach das Publikum namentlich für die ersten Werke Nestroys übrig hatte — also wo das Urteil nicht geradezu ein Exzeß der Abwehr gewesen ist —, am richtigsten mit dem kostbaren Wort aus dem »Konfusen Zauberer« bezeichnet wird: »Das ist grad so viel, als wenn man einem Walfisch eine Biskoten gibt.« Mir erscheint es unfaßbar, daß eine Wortkraft, die nie besser bestanden hat als in eben dieser Periode der Durchfälle und mittleren Erfolge, vor solcher Schwerhörigkeit der Zeit und in den Erniedrigungen der Theater- und Preßkabalen überhaupt am Werke sein und bleiben konnte. Kein Teilhaber dieser Ahnungslosigkeit hat damals mehr als den Situationsspaß erkannt, über den sich selbst diese Gehirne zuweilen erhaben dünkten, ohne zu ahnen, was sie da alles nicht verstanden. Seitdem ich Nestroy kenne, ist mir dieses ~~kein drittes~~ Stück als eines der in ihrer Leichtigkeit und Luftigkeit gewichtigsten erschienen, um der Fülle der Beweise willen, wie da die Charakterzeichnung alles vom Wort empfängt, um ihm nichts schuldig zu bleiben, und jeder Satz förmlich die Kugel ist, die durch die Figur in die Welt schlägt, ungeachtet dessen, was die erhabene Mittelmäßigkeit des Verstandes gegen alles Beiläufige, gegen jene gewollte oder ungewollte Unwahrscheinlichkeit der vom Witz geführten und irgendeinmal verlassenen Handlung einwenden mag, die doch schließlich die Unglaubhaftigkeit der Theaterwelt geziemend bestätigt. Ein Sätzchen wie das von dem als Kunstreiter ver-

kleideten Konfusius gesprochene — die Flatterhaftigkeit sagt: »Stürmischer! So küssen Sie«, sie reicht ihm die Hand, er mit einem »Nur her damit« beißt sie, »Au weh! Was tun S' denn? Sie haben mich ja in die Hand gebissen«, darauf er: »O, was vermag die Liebe nicht« — dergleichen war ein in der Fülle der Wortwerte und an die Leere der Empfängerschaft verlorenes Wunder. (Es wird sogleich aktuell: noch mit ihm befaßt, fällt mein Blick auf die Gerichtssaalnotiz von dem »Bissigen Kuß«, dessen Spender sich aber nicht gerade mit einem Sinnenrausch ausgeredet hat.) Und man wird in der deutschen Humorliteratur vergebens nach einem Vergleichsstück von dem phantastischen Witz suchen der kleinen Szene des »melancholischen Fiakers«, in der das ganze Vokabular dieser durch die Wiener Zeiten beruhenden Gaunersphäre in Schmerzensrufe aus tiefster Seelenumnachtung verwandelt scheint und die Wurzerei gleichsam einen Trauerflor trägt. Mit einem übersinnlichen Humor, dessen Wahrheit das geschaute Zerrgesicht der Wirklichkeit und dessen Tiefe die Grundlosigkeit des Lebens vorstellt, ist, was sich da in der Ansprache an Mensch und Pferd nur begeben kann — bis auf das schließliche »Hiö!« —, in der Menschheit ganzen Jammer einbezogen, wozu noch eine »Trauermusik mit Posaunen« das ihrige tut. Aber jede Zeile in diesem Zauberspiel war mir längst zum Liebling geworden, und nur die Schwierigkeit der musikalischen Zurüstung — bei dem irrigen Glauben, daß die Originalmusik verloren sei — hat in der vielfachen Bedrängnis meiner Arbeit dem Wunsch, das Stück vorzulesen, die Erfüllung verzögert. Nun ist aber der alte Eindruck durch ein literarisches Ereignis bestärkt und bereichert worden. Die Veröffentlichung des bisher ungedruckten zweiten Stückes Nestroys »Der Tod am Hochzeitstag oder Mann, Frau, Kind« (1829) — durch die sich die Herausgeber der neuen Sammlung ein Verdienst erworben haben, das noch größer wäre, wenn sie zugleich mit dem Werk auch dessen offenbaren Zusammenhang mit dem »Konfusen Zauberer« entdeckt hätten — hat mich angeregt, diesen einer Bearbeitung zu unterziehen, um in sie auch die vielen herrlichen Sätze einzupflanzen, die Nestroy aus dem oft wörtlich wiederholten Dialog der Vorarbeit nicht übernommen hat. Ich könnte wohl genau die Wegscheide bezeichnen, an der der Selbstbearbeiter sich jeweils von solchen Schätzen trennen zu müssen geglaubt hat, vor die sichtbare Unmöglichkeit gestellt, sie der äußerlich veränderten Handlung, die auch das Motiv des Traums durch das der Zauberei ersetzt, der veränderten Situation, ja dem nuancierten Charakter der Gestalt eben an der gegebenen Stelle anzupassen. Er mag es für den Theatergebrauch nicht so wichtig genommen haben, wie für die geistige Sache Nestroys der spätere Bearbeiter, dem, ohne die geringste Beschädigung dramatischen Gutes und mit dem Recht

gegenüber einem Original, das selbst die Übernahme von etwa vierzig Dialogseiten zugibt, binnen kürzester Zeit gelungen ist, noch die unvergleichliche Fülle von zehn zu bergen. Dadurch ist es, freilich mit einer Teilung in vier statt in drei Akte, ermöglicht worden, die Episoden der Familie des Kunstreiters Comifo (dessen Verwandlung aus dem besseren Namen Point d'honneur nicht rückgängig, doch im Personenverzeichnis geltend gemacht werden durfte) in ihrer ganzen Kostbarkeit eines gewendeten Schiller- und Clavigo-Pathos zu erhalten. Die Bearbeitung bedeutet mit geringfügigen, stilgetreuen Überleitungen, die notwendig wurden, einen weit gelinderen Eingriff als die verkürzende der »Nachtwandler«. Das Quodlibet-Duett wurde textlich nur zum Teil verwendet und da es in der Partitur bloß als Fragment vorkommt, nach Angabe des Vortragenden musikalisch fortgesetzt, dem im Übrigen — vor allem an dem merkwürdigen Kuplet des Schmafu — die von der späteren Originalmusik enttäuschte Hoffnung erfüllt wurde, daß sie fast Ton für Ton mit der eigenen akustischen Vorstellung dieser versunkenen Welt der Liebenswürdigkeit übereinstimmt. Jenes Kuplet (mit dem Refrain: »Mit Gewalt muß der Mensch melancholisch da wer'n«) ist mit Zusatzstrophen versehen worden, die wie immer bloß der eigenen hörenden und lesenden Publizität des Verfassers vorbehalten sind und, als eine wenngleich stilgerechte Veränderung der zensurgedrungen unblutigeren Aktualität der Nestroywelt, in einer Ausgabe der Bearbeitung höchstens als deren Anhang Platz finden dürften, wie sie ja auch kaum dem Mund eines Schauspielers anvertraut werden könnten. Daß es gelingen sollte, die Originalmusik, die ganz von der Frische und Lieblichkeit der ersten Begleitungen Adolph Müllers erfüllt ist, vorzuführen, ist mir allein schon ein freudiges Bewußtsein in der unholden Epoche, in der jede musikalische Erleichterung des Lebens ein Lustmord aus Gewinnsucht ist. Wie denn überhaupt die Arbeit an diesem verschollenen Nestroywerk, von dem Augenblick des Entschlusses an, eine wenn auch noch so anstrengende Erholung war von jener, die ich soeben im Dienst der Pflicht beendet hatte, den größten österreichischen Dichter gegen den barbarischen Zugriff dieser theatralischen Gegenwart zu schützen. Zum Glück wäre zwar nicht die Talentlosigkeit, aber die Unzulänglichkeit der materiellen Mittel imstande, einen der jetzt nestroywütigen Theatergeschäftsinhaber von dem Versuch zurückzuhalten, dem ausstattungsreichen Zauberspiel den Zauber auszutreiben.

22

Ebenda, 1. Februar, 7 Uhr:
(Nestroy-Zyklus) Der Talisman, Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy. Musik von Adolf Müller sen. und nach Angabe des Vortragenden.
Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Auf dem Programm:

Die erste Aufführung des »Talisman« hat am 16. Dezember 1840 im Theater an der Wien mit Nestroy als Titus und Scholz als Spund stattgefunden.

Von der Originalmusik, die für den ersten Vortrag (als die fälschliche Vermutung bestand, daß die Müller'schen Partituren verschollen seien) nur bruchstückweise zu beschaffen war, sind bloß das Entree des Titus und das Lied der Salome übernommen. Die Chöre waren nach Angabe des Vortragenden, die Couplets »Ja, die Zeit ändert viel« und »Da hab' i schon g'nur«, welche neue Zusatzstrophen enthalten, sind diesmal (von Viktor Junk) neu komponiert worden. Das Quodlibet ist wie in den bisherigen Vorträgen gestrichen.

Der volle Ertrag (inkl. Programmerlös): K 5,251.100 für das Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft«, für die Armen des XII. Bezirkes (Aktion der Bezirksvertretung) und für Unterstützungsbedürftige.

Von »Ja, die Zeit ändert viel« außer 4 Originalstrophen und 2 gedruckten Zusatzstrophen die neuen:

Wie der Mortimer einst vor den Papst ist getreten,
Da verging ihm Hören und Sehen und Beten.
Wie ward ihm bei diesem besondern Begegnen,
als jener daherkam, die Völker zu segnen!
Doch er hat sich derfangen und mit Interesse
las ich neulich seinen Bericht in der Presse.
Denn die hat ja Gelegenheit beim Papst, wann sie will.
Ja, die Zeit ändert viel.

Ich denk's noch, es hat eine Zeit einst gegeben,
da konnte man auch ein Theater erleben.
Längst ausgeträumt ist heute der Traum,
selbst nicht für'n Schlaf hat die Raumbühne Raum.
Galgen und Radio sind der Sprache errichtet
und kein Ohr vernimmt, was der Goethe gedichtet.
Der Zeit ihre Kunst, die die Herzen erfreut!
G'hört ihr schon, der Zeit!

Ich hab' in mei'n Leben viel Kämpfe geführt
und hab' die Feinde nicht vor den Feinden blamiert.
Was kann die satirische Mühe denn nutzen?
Im nächsten Krieg wird die Schalek den Graben ausputzen.
Nur die bleiben g'sund, die das Wort umgebracht,
als Spiegelmensch jeder ins Fäustchen sich lacht.
Sie leben, sie treiben, sie schreiben ihren Stil —
meiner ändert nicht viel.

Die Zeit ändert nix, dazu hat sie ka Zeit.
Drum änder' ich, was damals gesungen, für heut'.
Heut' säh' auch der Nestroy nur alles verschandelt
und nichts hätt' sich außer'm Couplet ihm verwandelt.
Unverändert die Dummheit, nur schwarz umrändert,
hier schwarzgelb und dort schwarzweißrot bebändert.
Eh die Zeit mich totschlägt, hab' ich eine Freud':
ich vertreib' mir die Zeit!

Von »Da hab' i schon g'nur« außer 2 Originalstrophen und 6 gedruckten Zusatzstrophen (mit Änderung des Refrains der Kreuzel-Strophe, Worte in Versen VII: »Und da krieg'n s' schon g'nur.«) Die neuen:

Wie soll man das neue Geld titulieren?
Die Krone? Gott beschütze! Den Frank? Nicht anrühren!
Vielleicht Ostmark? Bei Wotan, da faßt mich ein Graus,
da gibt die Nationalbank kein Papiergeld heraus.
Ein' Stüber! Da halt' ich Tasche und Nas'n mir zu
Da hab' i am Namen schon g'nu!

Jetzt hat er uns ganz schon saniert, das is g'scheit
und das freut seine Leut' und auch unsere Leut'.
Er hat es bis heut' so erfolgreich betrieben,
daß ihm zum Sanieren nix übrig geblieben.
So saniert er die Seel'n noch in einer Tour.
Aber jetzt hätt' ma g'nur!

Das Letzte, was uns nach dem Weltkrieg geblieben,
Die Ehre, die hab'n wir dem Teufel verschrieben.
Der lacht sich in Genf seinen Buckel voll:
tu felix Austria stehst unter Kontroll'.
Jetzt tut s' auf die Herrn aller Länder harr'n —
und kriegt erst einen Schmarr'n.

Sitzt wo ein Paarl in ei'n Separee,
da is ganz gewiß die Polizei in der Näh.
Hat ein Madl geliebt, und sie fürchtet die Schand',
so is der Staatsanwalt gleich bei der Hand.
Rauben s' 'n Staat als a ganzer, macht die Augen er zu.
Denn das is wirkli net g'nu!

24

Wenn ich in der Woch'n recht aufhauerisch war,
Dann bet' ich am Sonntag aus'n Journal mit dem Bahr.
Gegen den is der heilige Franziskus ein Schmock
und ich glaub' selbst an die Renaissance vom Barock.
Und Dorfkirchl schaut ihm halt alleweil zu —
und hat no net g'nu!

Am Abend wird g'spielt, wenn niemand im Haus gleich,
bei Tag, da is Ausgleich, mit die Theater is aus gleich.
Die Theaterrubrik handelt von Gerichtssaalsachen,
das Publikum kriegt keinen Schlaf bei dem Krachen.
Ich bitt', sperren S' etwas geräuschloser zu.
Denn jetzt sind schon g'nu!

Er übertrifft ganz gewiß seine Vorgänger weit,
Frau Fanto trägt ein Ecru-Creme-Crepe-Souplekleid.
Sie sind alle erschienen, die Niedern und Obern,
die Jugend will sich das Tanzrecht erobern.
Der Präsident der Concordia ist ein kreuzlustiger Bua.
Der hat no net gnua!

Der Richard Strauß gilt als Wiens größte Geisteserscheinung;
darüber hab' ich meine eigene Meinung.
Von mir heißt's, ich hab' nix und bild' mir was ein,
als möchte von mir das »Schlagobers« sein.
Oder als wär' ich gar Hausherr im Belveder'.
Ja, da hätt' ich mehr!

Ein Liebling entschließt sich, einen Vortrag zu halten.
Das is nicht so leicht, hic Rhodus hic Salten!
Da läßt sich gewiß gewinnen viel Ehr'.
Doch g'hören a paar Leut' halt ins Stehparterre.
Zwei Grenadiere zogen zu ei'n Rendezvous.
No is das net g'nu?

Zweihundert Vorträge hab' ich gehalten:
das ging nicht hinein in die Zeitungsspalten.
Das Schweigen war das beredteste Zeugnis,
sie war'n ja nur sprachlos vor dem Ereignis.
Was? T o t geschwiegen? Gar keine Spur:
Zweihundert is g'nur.

25

*

Kleiner Konzerthaussaal, 25. Januar, 7 Uhr:

Vorwort zu »Literatur«. — Literatur oder Man wird doch da sehn. Magische Operette in zwei Teilen. (Musik nach Angabe des Verfassers.)

Im Personenverzeichnis: »Eine Bacchantin« (neu). Auf dem Programm die Mitteilung, daß der Text des Vortrags etliche Striche und Zusätze aufweist, und Abdruck der Gegenüberstellung: 1913 und 1920.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 749.200 für die Armen des XII. Bezirkes (Aktion der Bezirksvertretung).

*

Festsaal des Ingenieur- und Architekten-Vereines, 7. Februar, 7 Uhr:

Nestroy-Zyklus II. Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab, Parodierende Posse mit Gesang in drei Abteilungen von Johann Nestroy. Musik von Mechtilde Lichnowsky.

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag (inkl. Programmerlös): K 5,214.900 für das Elisabeth-Heim für Kriegswaisen, Lehrmädchen und Arbeiterinnen (II. Leopoldsgasse 15), die Jüdische Jugendfürsorge (I. Seitenstettengasse 2) und für Unterstützungsbedürftige.

Auf dem Programm die erste der Notizen vom 4. Dezember 1922 und als Nachtrag:

Und wie sich im Vergleich mit der fälschlich für verschollen gehaltenen, aber in den städtischen Sammlungen aufbewahrten Adolf Müller'schen Partitur inzwischen herausgestellt hat, bleibt diese hinter der neuen Musik eben darin (in der Echtheit der Zeitstimmung) weit zurück.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 8. Februar, 7 Uhr:

Nestroy-Zyklus III. Der konfuse Zauberer, Original-Zauberspiel in vier Akten von Johann Nestroy. Musik von Adolf Müller sen. Bearbeitet vom Vortragenden. (Mit neuen Strophen).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag (inkl. Programmerlös): K 5,229.000 für das Heim für blinde Mädchen (II. Darwingasse 5), die Freiwillige Rettungsgesellschaft, den Wiener Tierschutzverein und für Unterstützungsbedürftige.

Auf dem Programm die Notiz vom 13. Januar.

*

27

Ebenda, 13. Februar, 7 Uhr:

Ansprache im griechischen Theater. — Wolkenkuckucksheim, Phantastisches Versspiel in drei Akten. Begleitmusik nach Angabe des Vortragenden. Ouverture und in den Zwischenakten: Offenbachs »Orpheus in der Unterwelt« (Dr. Viktor Junk). 19

[Für den Vortrag sind einige Striche in der Buchausgabe vorgenommen worden.]

1 Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 655.200 für die Opfer von Grünbach.

1) Zu ermäßigten Preisen. —

Festsaal des Ingeneur- und Architektenvereines, 21. Februar, 7 Uhr:
I. Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind I 7) 11 bis 21.
II. Raimund: Hobellied / Nestroy: Das Lied von der Chimäre / Detlev v. Liliencron: Festnacht und Frühgang; Die betrunkenen Bauern; Zwei Meilen Trab / Peter Altenberg: Die Maus / Frank Wedekind: Das Lied vom armen Kind; Die Hunde; Der Zoologe von Berlin / Karl Kraus: Die Ballade vom Papagei / Schiller: Die Kraniche des Ibykus.
III. Traumstück [Begleitung: Dr. Viktor Junk.
Die größere Hälfte des Ertrags inklusive Programmerlös für die »Bereitschaft« und für Unterstützungsbedürftige.

4, 197. 400

Vortrag!

Der deutschen Nothilfe als ~~Einnahme~~ eines ~~Berliner Vortrags-Abends~~ Ludwig Wöllner (»Worte in Versen«, »Traumstück«) M 92 = K 1, 527.200.

29, 30, 31

[illegible]

29

durch HJ.

(Ms.)

Dem isrealitischen Blindeninstitut Hohe Warte (unter der Chiffre: »Dem Andenken des großen Bundes«) č K 30 = ~~K 60.000~~ 14

~~[illegible]~~ = 102.000

[illegible]

30

Notleidenden in Innsbruck: durch den Verlag des »Brenner« unter der Chiffre »Karl Kraus« (letzter Ausweis in Nr. 640—648): K 3,450.000.

31

12

Der deutschen Nothilfe als Reingewinn eines Vortrags Ludwig Wüllner in Berlin (›Worte in Versen‹, ›Traumstück‹) M 92 —
K 1, 527.200.

Mit weit berechtigterem Verdruß als dem der Flachköpfe, die keine Ansicht organisch produzieren und darum die angenommene durchs Leben bewahren, werde ich, wenn ich zum Durchblättern alter Hefte genötigt bin, auf Irrtümer stoßen, die ich, mit Dank für die Gnade der Entwicklung, zu offenkundig bereut habe, um den Vorwurf der »Widersprüche« für eine Enthüllung und nicht vielmehr für das Privileg der unentwegten Dummheit zu halten. Weit erstaunlicher jedoch als der Wechsel einer Ansicht binnen fünfundzwanzig Jahren ist die Übereinstimmung und die gegenüber dem Fall »Nestroy und das Burgtheater« — bis auf die Konfrontierung der Fragen, ob Nestroy burgtheaterfähig und das Burgtheater nestroyfähig sei — in der Tat überraschend. Ich hatte, als kürzlich der Aufsatz erschien, keine Ahnung mehr, daß ich seinerzeit davon überhaupt gesprochen hatte, und finde nunmehr — beim Aufsuchen von Urteilen über die Inkompatibilität von Theaterkritik und dramatischem Geschäft — die folgende Notiz, die im April 1901 erschienen ist und an deren Schluß die ungemein interessante Reminiszenz an einen Fall von kritischem Amtsmißbrauch steht, welcher jenem Hofrat Uhl nachgesagt wurde, der ein späteres Geschlecht von Theaterparasiten gewiß um ebenso viele Köpfe überragt hat, als ihnen fehlen.

Die Einführung »Lumpazis« in das Burgtheater hat zu allerlei Erörterungen über Würde, Tradition, Vornehmheit und ähnliche im Theatercassenjargon unbekannte Dinge Anlass gegeben. Es ward seltsamer Weise darüber gestritten, ob Nestroy burgtheaterfähig, nicht aber darüber, ob das Burgtheater nestroyfähig sei. Und diese ist, dünkt mich, die wichtigere Frage. Dass Nestroy mindestens denselben Anspruch auf ein Plätzchen im Repertoire der Wiener Hofbühne hat wie Anzengruber, ist wohl eine ausgemachte Sache; aber beiden mag man den Einlass versperren, wenn ein Vergleich ergeben hat, dass sie in der Darstellung der Volksbühnen besser aufgehoben sind. Wenn Nestroy im Burgtheater schlecht gespielt wird, so leidet ohne Frage bloß die Würde, Vornehmheit und Tradition Nestroy's darunter, und es ist zu läppisch, auf einer Bühne, die sich zum Wienerthum der Misch und Triesch bequemt hat, »prinzipiell« den Dialekt Nestroy's zu verpönen. Solange Wien einen Girardi als Valentin sehen kann, wird es eine reinliche Scheidung Raimunds und des Burgtheaters wünschen, und wenn Herr Kainz jetzt auch noch den Zwirn gibt, so werden wir jenen unerbittlichen Traditionsrichtern zustimmen, die die Einführung Nestroy's in das Hoftheater eine Abgeschmacktheit nennen.

Zu ihnen gehört vor allen Herr Hofrath Uhl in der ‚Abendpost', der sich unterfieng, Nestroy mit einer solchen Geringschätzung zu behandeln, als ob er der Wiener Aristophanes, nämlich Herr Karlweis, wäre. Und was Herr Hofrath Uhl in der ‚Abendpost' begann, setzt Herr Hofrath Staberl am Sonntag in der ‚Neuen Freien Presse' fort, der wieder einmal eine gute Gelegenheit gefunden hat, sich als Rothschild des Erinnerungsvermögens zu bewähren. Nestroy habe ihn immer, wenn Staberl nach Paris fuhr, gebeten, falls er »etwas für ihn Passendes sehen würde, ihm die Stücke zu empfehlen, die Bearbeitung zu überwachen u. s. w.« »So kam auch die ‚Vorlesung bei der Hausmeisterin', an welcher Posse Nestroy fast keinen Theil hatte — nur die recht schwache Vorlesung selbst hat er, und zwar von mir gezwungen, geschrieben — zur Aufführung.« Warum er Nestroy »gezwungen« hat, die schwache Vorlesung selbst zu schreiben, erzählt Staberl nicht. Aber glücklicherweise gibt es in Wien noch Leute, die sich auch nicht übel erinnern können, und einer von ihnen theilt mir mit, die ganze Affaire habe sich ein wenig anders verhalten. Staberl war einst ein in Theaterkreisen recht gefürchteter Herr und der Vorkämpfer jenes Systems des kritischen Amtsmissbrauchs und der Bedrückung der Bühnen, das sich später in so glorreicher Weise durchsetzen sollte. Er hatte eine sprachkundige Freundin, die Stücke übersetzte, und Staberl, der »die Bearbeitungen überwachte«, verwendete sich für die Annahme der Übersetzungen bei den Direktoren, die dem Mitarbeiter der ‚Presse' gegenüber auch recht zuvorkommend sein mußten; denn während Flamm, Bittner, Gottsleben, ja selbst ein Hopp nur 25 bis 30 Gulden für einen Akt bekamen, erhielt Staberl's Schützling bedeutend mehr. Erinnert sich Staberl noch daran, wie er sich nach den Premièren benahm? Gefiel die Pièce, dann blähte er sich, als ob er die Verfasserin des Stückes wäre; gefiel sie nicht — was auch öfters vorkam —, dann lehnte er entschieden ab, an der Sache betheiligt gewesen zu sein. Nun ist er recht geschwätzig, der Herr Hofrath Staberl; aber — Alles sagt er nicht. O nein. »Das sind so (wie Nestroy sagen würde) die psychologischen Quadrillierungen, die das Unterfutter des Charakters bilden . . . .«

An dem Tag, an dem »Nestroy und das Burgtheater« herausgekommen war, und eine halbe Stunde, ehe ich in den Musikvereinssaal ging, um mir zur Erholung von dem Burgtheaterschrecken meine Vorlesung des »Konfusen Zauberers« anzuhören, — ich war wohl der einzige Wiener Schriftsteller in dem Saal, der von mehr als zwei Grenadieren gefüllt schien —, empfing ich die folgende Zuschrift, deren Inhalt wie magisch in die Debatte einzugreifen schien und ein Beispiel zu bieten, wie in der vaterländischen Journalistik auf allen Seiten und Gebieten verkehrt gezaubert wird:

Wien, am 12. Jänner 1923.

Sehr geehrter Herr!

Höflichst auf Ihre Notiz »Um Nestroy« in der Dezember-Nummer der »Fackel« bezugnehmend, möchte ich mir erlauben, Sie auf eine Kritik aufmerksam zu machen, die in der Klagenfurter Zeitung »Freie Stimmen« am 21. Juli 1923 erschien und sich mit den Nestroy-Aufführungen des Burgtheaters und Ihrer eigenen Nestroy-Wiedergabe beschäftigt. Da ich leider in meiner Sammlung der Wiener Theaterbriefe nur ein Exemplar besitze, kann ich Ihnen dieses nicht zur Verfügung stellen, gestatte mir aber, Ihnen eine Abschrift beizulegen und würde mich freuen, wenn sie von derselben Gebrauch machen könnten.

Hochachtungsvoll

— —

Wiener Theaterbrief
von Dr. Erwin Stranik.

Das Burgtheater erinnert sich seines Österreichertums. Natürlich gerade vor Saisonschluß. Und erzielt dadurch volle Häuser. Man könnte dies (als Außenstehender) vielleicht als einen Erfolg deuten, als Beweis dafür, daß der Wiener, wenn er Gutes, altes wienerisches Theater sehen kann, tatsächlich Interesse, ja ein Bedürfnis darnach zeigt. Eine Täuschung — wie beinahe alles, was wir in den letzten Jahren, sei es bei der Kritik, beim Publikum oder auf den Bühnen selber erlebten.

Das Burgtheater will Nestroy's »Einen Jux will er sich machen« aufführen. Ein kühnes Unterfangen, wenn man die Größe eines Nestroy und die Kleinheit der jetzigen Burgtheatergilde kennt, sobald sich diese aus allen Weltteilen, nur nicht aus Wien stammenden Schauspieler vereinen, ein Lokalstück zur unseligen Aufführung zu bringen. Nach den gräßlichen Entgleisungen bei Raimunds Stücken hätte Herr Paulsen (dem ich sonst gewiß nichts Schlechtes nachsage) gewitzigter einem Nestroy gegenüberstehen müssen.

35

Ich habe in Wien einmal anläßlich eines Gespräches über Nestroy ein lustiges Wort gehört: »Nestroy — mein Gott, den glaubt der Karl Kraus gepachtet zu haben.« Hinter diesen vielleicht harmlos-dumm, vielleicht hämisch-böse gemeinten Worten verbirgt sich eigentlich eine tiefe Wahrheit. Wer nur ein einzigesmal Karl Kraus Nestroy lesen gehört hat, wird den unvergänglichsten Eindruck erhalten: Alle Personen dieser so überaus lustigen, zeitlos aktuellen, weil gerade prägnant für ihre Zeit geschriebenen Satiren erwachen zu neuem Leben, aus der Kleinheit des alltäglichen Aspekts wird man plötzlich in ein Meer von Unendlichkeit geworfen und in einem Augenblicke mindestens fühlt jeder der Hörer, daß eben jetzt Nestroy ihn selber mit seiner satirischen Pritsche geißelt.

Karl Kraus liest nur Nestroy. Sein Nestroy lebt nur vom Podium aus und doch muß man sagen: er — nur er ist es, der den größten östereichischen Satiriker uns lebendig erhält, während ihn das Burgtheater mit all seiner gemachten und gewollten Ausstattungsmeierei in geradezu schamloser Weise zu Grabe trug, nein — auf den Misthaufen warf.

Man mißverstehe mich nicht: ich will keineswegs behaupten, daß es der Darstellung oder der Regie an guter Absicht gefehlt hätte — vielleicht hat jeder der ganzen Gesellschaft sein Bestes gegeben — aber dieses Beste fiel eben so traurig aus, daß man nur weinen konnte, nicht lachen. Vor allem fehlte der Wiener Humor. Das Stück wurde in einer Weise gespielt, als ob es sich darum handelte, in einem Marionettentheater komische Figuren zu stellen. — — So verpuffte die ganze, große Satire Weinberls wie sinnlose Schwefelei; am typischesten aber konnte man das Versagen des Burgtheaters in der Episode mit dem Schneider erkennen; ich sah das Stück vor einigen Jahren bei der »Wiener Wanderbühne« (die seither aufgelöst wurde) — —: im Burgtheater verpuffte die ganze Szene ohne auch nur das leiseste Lächeln in Nichts.

Das Bedenklichste jedoch bei all diesen Aufblieb und bleibt das Publikum. Denn daß unser heutiges Wiener Publikum einen solchen Nestroy hinnahm, ohne Widerspruch, manchmal sogar mit Lachen bezahlte, das zeigt, daß die Leute von heute tatsächlich jeden Zusammenhang mit der alten Tradition und jedes Verständnis für Größe aus Kleinem heraus verloren haben.

Armer Karl Kraus — ist das das Ende, der Dank der Wiener für deine vielen, prächtigen Nestroy-Vorlesungen?

56

»Wem sagen Sie das?« würde ich antworten, wenn's nicht in Klagenfurt gesagt worden wäre, so daß man nicht einmal »ausgerechnet« antworten darf (selbst wenn man nicht dazu nähme, wie oft und wie ich seit 1923 Nestroy in Wien vorgelesen habe). Und es ist ein ausgesprochenes Hakenkreuzler-Blatt, in dem das Feuilleton erschienen ist und das, wenn es noch einen Funken Ehre im Leibe hat, sich demnächst aus Wien berichten lassen müßte, daß ein Kohnnationaler es gewagt hat, dem christlich-germanischen Schönheitsideal, auf das nun endlich das Burgtheater gestimmt ist, sein Recht auf Nestroy streitig zu machen. Nun, der Fall ist gewiß bezeichnend für die Konsequenz, mit der der Zufall des redaktionellen oder vielmehr des schriftleiterischen Glücks die Gaben ohne Wahl verteilt. Aber die Geringfügigkeit und Entlegenheit der Stelle, an der das Urteil laut wird, und der Umstand, daß es ein Kritiker abgibt, der ständig für Wiener Blätter schreibt, ist vor allem charakteristisch für Wien.